

Die Tante war richtig eingeschlagen, beäuglich hingetret auf dem Sitz des Coupe's zweiter Klasse. Man konnte ihr ein ganzes Sopha einräumen, da die kleine Gesellschaft allein geblieben war, was den eifrigen Bemühungen Roberts zu danken war. Das Brautpaar wünschte allein und ungestört zu sein — man rechnete darauf, daß die Tante, die als Aufsichtsdame fungierte, ein wenig schlummern würde.

Lange hatte sie gellacht, daß sie zu niedrig läge. Sie fühlte sich überhaupt nicht wohl und nahm Kamillentropfen aus der Reiseapotheke, die sie stets mit sich führte und die ihr ganzer Stolz war. Robert und Ilse hatten Plaid's und Regenmäntel kunstvoll zusammengerollt und ihr unter den Kopf gepackt, man hat auch den Schleier über die Gasflamme gezogen.

Nun schlief die Tante, während der Schmelzung gleichförmig forttrütelte. Die Liebenden waren wirklich allein. Sie dachten nicht an's Schlafen, sie waren zufrieden, aneinander geschmiegt zu plaudern, einen Kuß zu tauschen, und der halbdunkle Wagen wurde den Blicklichen zum Paradiese.

Sie sprachen von ihrer Einrichtung, von ihrer künftigen Wohnung.

Dazu eigentlich reiste man nach Wien. Allerdings, der äußere Anlaß dazu war die Conversion der Staatspapiere. Diese Papiere bildeten Ilse's Caution und mußten an irgend einer Haupttasche umgetauscht werden, weil eine neue Emission bevorstand. Bei dieser Gelegenheit wollten sie auch ihre Einkäufe machen.

Dazu sollte zum Theil das kleine Erbtheil des Vientenants verwendet werden, er hatte keine Schulden. Ilse's Vermögen wurde von der Caution vollständig in Anspruch genommen.

Ilse hatte das Buch mitgenommen, welches sie eben las. Es war Anna Karenina von Tolstoi. Robert kannte dies Buch nicht, ja, er hatte nicht einmal davon gehört. Ilse schalt, das wäre unverzeihlich. Und sie begann von Anna Karenina zu erzählen. Dabei gelangte sie nicht zu, daß auch sie manches Capitel übersehen hatte. Aber den furchtbaren Tod der Anna Karenina hatte sie gelesen, wie die sich auf die Schienen wirft, gerade unter einen Eisenbahnzug, um ihren Geliebten zu ärgern, um Wache an ihm zu üben. Gerade an dieser Stelle fand Ilse vor der Abreise und wie sie nun gern wissen, was er, der Geliebte Anna's, dazu sagte. Darum hatte sie das Buch mitgenommen. Robert, immerhin ein wenig beschämt, ein so berühmtes Buch nicht zu kennen, behauptete, derlei schreckliche Sachen brauche überhaupt nicht zu lesen.

Aber Ilse behauptete, das sei ganz wahr und deshalb müsse man derlei auch lesen. Auch sie würde in diesem Falle sterben. Robert fand, das sei dummes Zeug.

Und vielleicht hätten sie sich wirklich entweit, hätte sich nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall ereignet.

Sie mußten auf einmal umsteigen, und Robert hatte doch sicher geglaubt, sich in einem durchgehenden Zuge zu befinden, in dem sie bis Wien bleiben konnten.

Das war sehr unangenehm.

Die Tante mußte geweckt werden und brumnte. Auch Ilse war verstört, weil Robert sich so geirrt hatte. Es gibt so viele durchgehende Züge, es kann doch unmöglich schwer sein, die richtigen zu finden.

In aller Eile raffte man das Handgepäck zusammen und Ilse hing die berühmte Tasche mit den Staatspapieren um. In wenigen Minuten war man umgedreht, von Neuem installirt. Die Tante schlief von Neuem ein und das junge Paar lachte und schälerte weiter. Robert hatte ein reichliches Centgeld gegeben und man blieb wieder allein. Ilse schnalzte ihre Tasche ab und legte sie in das Reg. Sie schaute noch einmal von dem Obste und trauten ihren Rothweins an. Die stillen Nachtstunden wurden ihnen nicht lang, sie wurden nicht schlaftrig, denn sie waren ja so sehr glücklich. Dayzwischen erwachte die Tante wieder einmal und fragte über Ilse's Wohlsein. Sie hatte Mühsüßchen und verlangte nach ihren Kamillentropfen. Robert griff zuvorkommend nach der Reiseapotheke, aber Ilse fiel ihm in den Arm. Das war ja die Geldtasche, die er für die Reiseapotheke hielt.

„Rein doch,“ rief die Tante, „das ist ja meine Apotheke, geht nur her, ich muß Kamillentropfen nehmen.“

Die Tante behielt Recht. Was man in der Dämmerung des Wagens für die Geldtasche gehalten hatte, war wirklich die Reiseapotheke. Die Tante entnahm derselben ihre Kamillentropfen.

Wo war aber die Geldtasche? Eine leichte peinliche Unruhe, ein ängstliches Greifen und Suchen!

Wo war die Geldtasche? Man räumte beide Gepäckstücke ab — die Geldtasche war nicht da.

Sie hatten sich geirrt. Was sie vom Augenblick des Umsteigens an für die Geldtasche gehalten hatten, war die Reiseapotheke!

Noch einmal wurde Alles umgekrant, aber die Geldtasche war nicht da.

Wirklich, sie war nicht da! Es wagte Niemand, dies schreckliche Wort auszusprechen. Die Tante war kaum munter, und die jungen Leute konnten es nicht fassen: Das Geld war fort!

Der Sonntagsgast.

Man rief eben irgend eine kleine Station aus.

„Wir müssen hier bleiben, nachforschen,“ sagte Robert.

Das junge Mädchen und die Tante gehörten mechanisch. Sie waren völlig betäubt.

Alle drei flogen aus, ohne noch recht zu wissen, warum, nur unter dem unbestimmten Eindruck, das Geld sei fort. Stumm und starr verblieben sie da auf dem kleinen Perron, ohne recht zur Bestimmung zu kommen. Völlig ratlos, wie von Sinnen, standen sie da mit ihrem Gepäc. Was sollte nun werden? Nebenau war der Barleraum dritter Klasse, wo zwei Bauern mit ungeheuren vollgepackten Körben im Sigen schliefen.

In diesen verödeten Räumen überkam Robert und Ilse zuerst das Gefühl des gräßlichen Schreckens, des Grauens vor dem Kommenden. Der junge Mann hatte die unbestimmte Vorstellung, eine Thorheit begangen zu haben, daß er nicht weiter, bis zu einer größeren Station gefahren war.

Sie sahen einander in die blaffen verfürchten Gesichter und ohne sich auszusprechen, laßen sie das Entsetzen von den Wänden.

Aber auch diesmal machte sich Robert mannbast zum Helden der Situation. Kein Zweifel, damals, als umgeliegen wurde, hatte man die Geldtasche im Wagon liegen gelassen. Robert wußte zufällig die Nummer des Coupes, denn er war ein oder das andere Mal ausgezogen, um Blumen und Gefreischungen zu holen. Nachdem er sich zu dem Stationschef begeben und mit diesem conferirt hatte, wurde eine Depesche abgeholt, welche jenen von den drei Reisenden verlassenen Zug auf einer größeren Station einholen mußte. Es war eine Kleinigkeit, in jenem Coupe nachzuschauen, dessen Nummer angegeben war. Dort lag die Tasche ja im Gepäck.

Nach etwa zwei Stunden traf die Antwortdepesche ein: Die Geldtasche war in dem bezeichneten Coupe nicht gefunden worden.

Nun verlor auch Robert die Fassung. Da standen sie nun in dem verlassenen Winkel, mitten in der Nacht, in dem kleinen tablen Wartezimmer, gleichsam verlassen von der Welt und wußten nicht, was beginnen.

„Von hier aus geht es nicht. Wir müssen mit dem nächsten Zug weiter fahren nach Wien und dort die Polizei alarmiren. Ich werde gleich fragen, wann der nächste Zug nach Wien geht.“

Und er stürzte hinaus, froh, den peinlichen Erörterungen entronnen zu sein.

Soeben fuhr draußen ein Zug davon — man hörte ihn noch pfeifen.

Ilse und die Tante warteten eine ganze lange Weile auf die Postkaf, welche Robert bringen sollte. Er kam sehr lange nicht.

Die kleine Station war wieder in das tiefe Schweigen der Nacht versunken. Nichts regte sich. Nur die Gasflamme knisterte ganz leise, und von ganz ferne, wohl von einem benachbarten Dorfe her, vernahm man das Bellen eines Hundes.

Wo blieb nur Robert?

Ilse erhob sich, um ihn zu suchen. Sie durchschritt einen kleinen Corridor, wo sich die Gepäckaufnahme befand. Hier war kein Mensch, jedoch in einem kleinen halb dunklen Nebenzimmer sah sie einen Mann mit einer Laterne, der sich auf einer Bank hingestreckt hatte und im Begriffe schien, einzuschlummern.

„O, bitte, sagen Sie mir doch, wann der nächste Zug nach Wien geht?“ rief Ilse dem Manne zu.

„Der ist gerade fort,“ knurrte der Weidenheller schlaftrunken, „nun geht seiner bis 5 Uhr 7 Minuten. Der Herr ist eben noch mitgekommen.“

„Der Herr?“

„Ja, der rannte auch dem Zuge nach.“

Sie trat hinaus auf den leeren, finsternen Perron, über welchen der Herbstwind hintrieb. Die einzige Gasflamme flackerte unruhig. Mit Blickschnele überfah sie das ganze Verhängniß. Sie konnte nicht heirathen ohne Caution und die Caution war fort. Vielleicht hatte Robert es für das Beste gehalten, dieser schrecklichen Lage ein rasches Ende zu bereiten. Denn von Wien aus würde er schreiben, sich entschuldigen, berichten, daß die Papiere nicht zu finden waren u. s. w. Auch hätte sie mit Recht für ihre schreckliche Unachtsamkeit, denn ihr war die Tasche, welche Robert in Uniform nicht gut tragen konnte, andertraut.

Ganz allein stand sie hier in der Nacht, vor den von der Gasflamme matt beglanzten Schienen. Die führten in die nächtliche Ferne, in eine Ferne, welcher er nun schon weichte, denn sie ihr Schicksal anvertraut. Er hatte sie verlassen, kein Zweifel. Er konnte nicht anders, glaube nicht anders zu können, und so hatte er sich rasch entschlossen.

Eine gräßliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, ein Gefühl unfähigen Glends, und auf einmal fiel ihr Anna Karenina ein, die sich auf die Schienen wirft, unter einen Zug, um sich an dem Geliebten zu rächen. Das wollte sie auch thun. Ihr schien das gar nicht schwer, sie empfand keine Todesfurcht. Nur rasch, nur rasch ein Ende — es muß ja bald wieder ein Zug kommen.

Eine ganze lange Weile — sie wußte selbst nicht, wie lange, rannte sie auf dem Perron hin und her, denn sie wußte ja nicht, woher ein Zug käme. Sie war wie eine Hypnotisirte, die den Stich nicht fühlt, den man in ihr Fleisch führt. Nur eines lebte in ihr: „Es ist zu Ende, ich muß auf die Schienen!“

Da taumelte der Mann mit der kleinen Laterne heraus, noch immer schlaftrunken.

Ilse frag, ob ein Zug käme. — Ja, ein Lohzug von dort, und er wies mit der Hand die Richtung. Ilse lief in dieser Richtung die Schienen entlang. Der Bahnwärter mochte glauben, daß sie sich nur die Zeit des Wartens vertreiben und ließ sie gewähren. Der Zug nach Wien, den die Herrschaften ja benützen wollten, kam erst früh 5 Uhr 7 Minuten.

Auch Anna Karenina hatte sich unter einer Lokung geworfen, dachte Ilse. Sie mußte dem Zug entgegen gehen, sonst bemerkte man sie am Ende auf der Station. Sie konnte in der Finsterniß kaum die Straße unterscheiden, rutschte aus, glitt halb die Böschung herab und fühlte mit den Händen lauges, nasses Gras. Fast wörtlich erinnerte sie sich der Schilderung aus dem Roman: „Sie verwandte kein Auge von den Rädern des herantommenden Waggons, und genau in dem Augenblick, als der Mittelpunkt zwischen den Rädern und ihr war, schlennderte sie den rothen Weisefad von sich, fiel, den Kopf zwischen die Schultern ziehend, auf die Hände unter den Waggons und ließ sich mit einer leichten Bewegung in die Arnie sinken. In dem nämlichen Augenblick erschrak sie über das, was sie gesehen hatte und wollte sich zurückziehen, aber etwas Ungeheuerliches, Unerbittliches stieß sie vor den Kopf — packte sie beim Rücken.“

Das drohende, lakmatische Rollen kam heran und das große Licht der Locomotive. Da war es — gleich würde Alles vorbei sein. Ihr war Alles wie ein Traum, sie zog den Kopf zwischen die Schultern wie Anna Karenina. Da drönte die Locomotive heran — Ilse wollte sich erheben glitt in dem nassen Gras aus und stürzte mit einem Ruck die Böschung empor. Ueber ihrem Kopfe polterte der Zug — sie stürzte — fiel, wurde herumgerissen, endlos drönte der Zug an ihr vorbei. Während er drüben schon in die Station einfuhr mit schrillen Pfeifen, lag sie wieder in dem nassen Gras, aber zwei Arme preßten sie und eine leuchtende Stimme schrie: „Ilse, um Gottes willen —“

Es war Robert, der sie dem sicheren Tode entriß hatte. Nun hielt er sie fest. Hilfernd gefand sie, daß sie hatte sterben wollen, weil sie sich von ihm verlassen wähnte. Er wurde ganz wüthend. Wie hatte sie das glauben dürfen, nie würde er sie verlassen, auch ohne Caution würden sie heirathen und glücklich sein. Und nun lasteten sie über alle ihre Angst, denn was lag an dem dummen Gelde, sie hatten ja einander.

Robert erklärte jetzt, wie er hinaus in den ersten Stod gegangen, um nachmals den Stationschef zu wecken. Es gab hier keinen Nachdienst, aber Robert hatte doch noch eine Depesche an die Behörden ablesen wollen und das Alles hatte eine ganze Weile in Anspruch genommen.

Wahin, ja glücklich kamen sie in den Warteraum zurück. Die Tante, die ein wenig geschlafen hatte, glaubte, sie hätten ihre Geldtasche wieder. Sie nahm abermals Kamillentropfen und fragte über Käite. Robert schmalzte den Plaidriemen auf, der ihren Mantel enthielt und — da fiel etwas Schweres heraus. Es war die Geldtasche, welche die Tante selbst, sie mit der Apotheke verwechselnd, in den Mantel gewickelt hatte, am höher zu liegen. Sie hatte das aber nachher verschlafen.

Das junge Paar jauchzte auf, aber es lag ein tiefer, ernsther Schatten auf ihrer Jugend. Der ganz furchtbare Grast des Lebens hatte sich ihnen erschlossen, sie waren andere Menschen geworden.

Die kleine Blonde.

Der Dragoner-Premier v. Stetten wartete schon lange auf das Rittmeister-Patent oder — den Abschied. Jedem, bevor zum Manöver ausgetrichelt wurde, machte er sich auf das Schlimmste gefaßt. Dieses Schlimmste bestand nämlich darin, von dem werthen Gaul abgeworfen zu werden. Es war ein guter Offizier und zwar kein außerordentlicher, aber ein passabler Reiter. Seitdem er jedoch auf einem Kernen seine gute „Ophelia“ den Weg alles Fleisches gegangen war, hatte er das Bed, immer an bodenig oder gar zu feurige Gänge zu gerathen. Beim Kauf oder beim Probereiten waren sie immer lammfromm, später entpuppten sie sich als wahre Satanasse, und zum Staunen und Gaudium des mandierenden Deces und des Herrn Brigadegenerals war Vientenant v. Stetten bereits in zwei Manövern von seinem jedesmaligen Koffe auf den Sand gesetzt worden.

Das war fatal! Um so fataler, als das Offiziercorps des Regiments im Uebrigen aus vortrefflichen Reitern bestand — was noch fataler war — keiner von ihnen von einem solchen Gaul-Bed verfolgt wurde, wie er. Seine Kameraden hatten Bomben-Blut mit den Chargenpferden. Nur ihm allein blühte immer wieder das nämliche Bed.

Nein, das passierte diesmal gewiß nicht. Seiner „Ophelia“ waren „Hermandad“ und „Satanas“ gefolgt, die ihm allemal dasselbe Schicksal bereiten, bei den Manövern und noch dazu bei einem gewiß recht wichtigen und alsehrig bemerken Momente auf den Sand gesetzt zu werden. Die Stute „Hermandad“ war testlich geradeg und der „Satanas“ machte seinem Namen die volle Ehre. Er hatte es fertig gebracht, sich just vor den Augen seines Brigadiers von „seinem Reiter zu trennen“, wie man derartige Reil-Unfälle so hüßlich und dummlos unschreibt und das war eine doppelte Malice.

Denn dieser Brigade-General war ein Reit-Fox durch und durch. Er selbst ritt noch trag seines eisgrauen Schnurrbarts und seines dito gefärbten Haupthaares wie ein Kenna-Mattener und verlangte dasselbe von allen seinen Offizieren, insbesondere aber von den Premiers, die nicht an der Mittelreiter-Gedeg scheitern wollten. „Eigenheit“ des Generals war fast noch schlimmer. Er liebte es, wenn die Rittmeister seiner Brigade nicht mehr als Junggefallen durch's Leben ritten.

Man munkelte davon, daß der gute Brigadecommandeur nur seine Brigade kommandire, daß ihn aber im Hause seine Ehegattin, die Frau Generalin, das Kommando völlig abnehme. Und da waren einige Boshafte, die meinten, ein leichtes Nachgefäß und eine ein wenig ausgebräute Schadenfreude vermöge den General dazu, recht Viele in den Stand der heiligen Gede hineinzubugiren, auf daß ihm nicht allein das „Kommandirt werden“ passire. Das war in der ganzen Brigade bekannt und — gefürchtet.

Aber diesmal eilte Premierlieutenant v. Stetten siegestroh aus der Garnison, als es hieß, ins Manöver ziehen. Denn jetzt hatte er eine dunkelbraune Stute, mit dem schönen Namen „Zris“ begabt, die sanft schien, wie ein gutes Weibchen, trachte und galoppirte, wie der schlimme Satanas und die sich ganz seiner Jagelührung ergab, wie eine gute Ehefrau der des getragenen Herrn Gemahls.

Im jetzigen dritten Manöver hatte er also auf seine „Zris“ alle Hoffnungen gesetzt, aber nach dem ersten Romanenstuh fuhr der Regenbogengottin der Schred derartig in die Glieder, daß sie einen himmelhohen Sprung machte, und — Herr v. Stetten lag im Grate. Das war doppeltes Bed! Denn die Escadron unseres Premiers, die auf eine feuernde Batterie eine Attacke machen sollte, ward auf dem Attackertrüblet von dem Brigadegeneral, der einmal leben wollte, wie sie „ins Zeug ging“!

Wichtig! Als v. Stetten im schönen Bogen in das Gras sauste, sah er groß noch den General in seiner Nähe anhalten und langsam auf ihn zureiten.

„Nun haben wir's,“ dachte er wehmüthig! „Adeu, du zweiter Stern auf dem Epaulett. Als armenischer Premier werde ich meinen Abschied nehmen müssen. Nun werde ich nimmermehr Rittmeister!“

Als er sich erhoben hatte, winkte ihm der Brigadegeneral heran und sagte: „Herr v. Stetten, Sie müssen die kleine Blonde vom Major v. Hodermann nehmen, sonst werden Sie nie Rittmeister.“

Der Vientenant erwidert über diese Worte mehr, als über seinen Sturz. Also solche Offiziere gab es im deutschen Heer! Um seine Beförderung zu erlangen, sollte er die Tochter eines Freundes des Generals heirathen!

In seiner Befürzung salutierte er nur kurz militärisch:

„Zu Befehl, Herr General! Werde die kleine Blonde nehmen!“ und machte dann Recht, um mit schmerzenden Hüften seine Zris auszufahren, die natürlich die schöne Attacke ohne

Reiter mitgelaufen war und die nun von einem Gefreiten hergebracht wurde. Den ganzen Unmuth, den v. Stetten empfand, bekam die braune Stute jetzt auszulassen. Zunächst bekam sie mit der flachen Zabelklinge eins über die Weichen, daß sie mit den Vorderfüßen himmelan stieg und ihre Lende von vorn gern noch einmal wiederholt hätte. Aber diesmal war ihr Reiter auf seiner Hut und nun ritt er die arme Zris so lange in schärfster Parz, bis sie total mit Schweiß bedekt war und schließlich mit zitternden Beinen und geentem Kopfe stehen blieb.

Das war ein böser Abend im Quartier. Die Kameraden meinten, v. Stetten sei über sein kleines Malheur so niederschlagen und suchten ihn durch Scherzreden aller Art von dem Gedankten daran zu befreien. — Von dem Rache des Generals wußten sie nichts, der Vientenant hütete sich, sie darin einzulassen.

Also er sollte seine schöne Ungebundenheit, seine herrliche Freiheit aufgeben um der „kleinen Blonde“ willen. Wenn er nun lieber den zweiten Stern schiefen ließe — aber nein, das ging ihm gegen seine Reiter- und Offizierschre. Es half nichts, es mußte in den sauren Apfel gebissen werden!

Er überlegte hin und her. Nun, ansehen konnte man sich das Mädchen, die „kleine Blonde.“ Den Major v. Hodermann, der einem anderen Regiment angehörte, kannte er nur von flüchtigen Ansehen. Er wußte es zu veranlassen, daß er bei der großen Offiziersreize, welche kurz vor Beendigung der Manöver stattfand, dem Major gegenüber seinen Plaz erhielt und als er andeutete, daß er einige Tage seines Urlaubs in 3. der Garnisonstadt des Majors, sich aufhalten werde, wurde er von diesem in freundlichster Weise eingeladen, ihn zu besuchen.

Dieser Besuch fand statt, und Herr v. Stetten hatte Gelegenheit, die „kleine Blonde“ kennen zu lernen. Eigentlich war sie mehr roth als blond, nicht gar zu jung, sommerprofig und nicht gar zu schön. Während ihre beiden jüngeren Schwestern schon einige Jahre verheiratet waren, verzweifelten der Major und seine Gattin so ziemlich daran, die Kettele an den Mann zu bringen. Daß Veronika jedoch recht lebenswürdig und sehr klug war, leuchtete dem Vientenant, der ebenfalls nicht dumm war, bald ein. Er blieb nicht einige Tage, sondern vierzehn Tage in 3., und bevor er abreiste, konnte er Veronika als seine Braut umarmen.

„Noch eins, lieber Stetten,“ sagte der Major vor dem Abschiede, der Punkt vor mir früher peinlich zu berühren, aber vor meinem künftigen Schwieger-sohn brauche ich keine Schenkklappe anzulegen — der General sagte mir, Sie wollten die kleine Blonde nehmen?“

Der Vientenant gab seinen Schwiegerpapa im höchsten Grade verblüfft an.

„Nun ja, die habe ich doch genommen —“

„Nicht doch, sie steht noch immer ruhig im Stall —“

„Am Gotteswillen, wo denn? Veronika?“

„Aufhin! Royane, meine blinde Nächstkute. Sie ist nämlich sehr fromm, hat aber einen Gang wie der feurigste Renner.“

Nun fiel es dem Vientenant wie Schuppen von den Augen. Unter vielem Lachen wurde das Mißverständniß aufgeklärt. Herr v. Stetten hat aber diesen Irrthum nie bereut, da er nach heute mit seiner Veronika recht glücklich lebt. Er ist schon seit einigen Jahren Rittmeister.

Erinnerung an Washington und an Steuben.

In der neuesten Nummer der zu Pökon erscheinenden Monatschrift „New England Magazine“ finden wir einen schönen Artikel von Russell Headley über das letzte Feldlager des amerikanischen Unabhängigkeitsheeres unter Washington bei Remburgh in der Nähe des Bundes, jedoch Meilen oberhalb der Stadt New York.

In jenem Lager war es, wo Washington mit größter Entrüstung jeden Gedanken seiner Mitreiter, ihm eine monarchische Gewalt zu übertragen, zurückwies. Dort verbanderte er ohne alle Gewalt, lediglich durch die unübersehbliche moralische Macht seiner erhabenen Persönlichkeit, die drohende Neuterei der vom Congreß und von den Gefolgeungen der Einzelstaaten schmähslich vernachlässigten nachziehenden Truppen; und von dort aus bewirkte er, daß der Congreß endlich einleitende Schritte zur Bezahlung des so lange rückständigen Soldes der Offiziere und Soldaten that.

Tennoch berichtet, als das Heer sich nach feierlicher Verkündigung des Friedens auflöste, viel Noth unter demselben.

Auch der große Steuben hatte theils wegen Nichtzahlung seines Soldes, theils in Folge seiner Edelherzigkeit, nur wenig übrig. Und da erneuert nun das „New England Magazine“ auf Grund der Erzählung eines Augenzeugen, das Andenken an einen der von dem großen deutsch-amerikanischen Befreiungskämpfern in jenen trüben Stunden verrichteten Wohlthaten:

Einem rauhen alten Offiziere, Oberlieutenant Cochran aus Vermont, der von Jugend an fast bei jedem Schritt Schwierigkeiten und Gefahren besanden hatte, rann zum ersten Mal in seinem Mannesjahre eine Thräne über das gesuchte Gesicht. „Um meiner selbst willen,“ sagte er, „mache ich mir keinen Kummer; ich kann's ertragen; aber meine Frau und meine Töchter sind in der Kammer der elenden Schänke dort. Ich weiß nicht, wohin; und habe nicht die Mittel, sie irgendwohin zu bringen.“

Baron Steuben aber sagte zu ihm: „Kommen Sie, mein Freund; ich will Frau Cochran und Ihren Töchtern meine Aufwartung machen, wenn Sie's erlauben.“ Ich ging mit nach der Kammer; und als Baron Steuben die Unglücklichen verließ, da war der Lebensmuth ihnen zurückgekehrt; aber Steuben hatte nur noch einen Thaler in seiner Tasche.

Ein farbiger Soldat mit noch nicht geheilten Wunden stand weinend an dem Berst des Hudson; ein Schiff lag im Strome, nach dem Plage bestimmt, wo der Negor Freunde hatte; aber er konnte den Thaler, welchen die Fahrt kostete, nicht bezahlen. General Steuben trat auf ihn zu und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Darauf sah ich Thränen in des deutschen Helden Augen. Der Negor aber rief das Schiff an, und als ihm ein kleines Boot an Bord brachte, konnte es von seinen dankbaren Lippen über das Wasser: „Gott der Allmächtige segne Sie, Herr Baron.“ Der Thaler nämlich, den der Negor seinen letzten Thaler, seinen eigenen letzten Nothpfennig, geschenkt.

Prinz Ludwig von Bayern und der preussische Oberst.

Emil Kriehof's Könige, der Sohn des griechischen Staatsmannes, nahm als preussischer Artillerieoffizier an Kriege 1880 Theil. Unter Anderem erzählt er in seinen „Erinnerungen“ (Weizig, Kellam):

„Während der Schlacht bei Beaugency war auf unserem linken Flügel eine bayerische Batterie aufgestellt, die allzu schnell darauf losrannte. Die Folge davon war, daß sie in Kurzem ihre Munition verbraucht hatte. Darauf kam ihr Hauptmann zu uns herüber, bat uns um Schießbedarf und empfing von uns zwei Wagon voll. Zum Unglück für den Hauptmann sah unser Oberst, der wegen seiner Strenge bekannt war, den Vorgang mit an, wandte sich spornstreichs zu ihm hin und sagte: „Herr Hauptmann, ich bin der Oberst dieser Batterie und als Ihr Vorgesetzter befehle ich Ihnen, nicht so häufig zu schießen. Wir haben nicht so viel Munition bei uns, um sie an solche zu verschleudern, die sie verschwendet; wir haben gelernt, einen besseren Gebrauch davon zu machen. Ich erlaube Sie, mir nicht wieder Anlaß zum Tadel zu geben.“ Der Hauptmann grüßte militärisch und antwortete: „Zu Befehl, Herr Oberst!“ Während aber dieser ihm den Rücken wandte und sich entfernen wollte, trat ein Soldat mit einer Meldung an den Hauptmann heran und redete ihn „Königliche Hoheit an. Nun fragte der Oberst einen, wer der Hauptmann sei, und erhielt die Antwort: „Prinz Ludwig von Bayern.“

Sobald der Oberst dies vernommen, ritt er zu dem Hauptmann zurück, stieg vom Pferde, vernicgte sich tief vor ihm und sprach: „Verzeihen Sie, Königliche Hoheit! Als ich jene Worte an Sie richtete, wußte ich nicht, wer Sie waren. Trotzdem halte ich meine Worte aufrecht.“ Dies mannbaste Benehmen des Obersten erfüllte uns mit großer Genugthuung.

Die gekränkte Unschuld.

Das Mainzer Journal berichtet über folgenden Scherz, der sich in Darmstadt abgespielt haben soll: Einer der dort bei einer Weinkneipe betheiligten Herren kam nämlich in frohlicher Laune auf den Einfall, sich heimlich ein Glas Essig geben zu lassen. „Nun Sie mal den Wirth,“ wurde dann dem Kellner befohlen. Hurtig eilt der Gastwirth herbei, um sich nach den Wünschen seiner Gäste zu erkundigen. „Aber, Herr Wirth, soll das Winkler Hosenfrang sein, kosten Sie doch selbst einmal, wie sauer das Zeug ist!“ Nichts ahnend legt der Wirth das Glas an den Mund und nimmt einen tiefen Schluck. Zwar verzicht sich sein Gesicht sofort in Mitleid erregender Weise und man sieht, wie die Säure seinen Gaumen peinigt. Aber, daß es Essig gemessen ist, ahnt er nicht, und auf seinen Wein darf er doch nichts kommen lassen. Mit heroischem Muth bringt er also seine Wienen wieder in Ordnung und meint dann: „Na, an dem Lene gekränkter Unschuld: „Na, an dem Wein ist doch nichts anzufehen!“

Mittheilung.

Märchen: „Vater, weshalb hat denn der Herr einen so lahlen Kopf?“

Vater: „Nun, er hat eben alle seine Haare verloren.“

Märchen: „Ja, konnte er sie denn nicht wiederfinden?“